den Völkern der Erde eine große Verbreitung und erstreckte sich sogar auf Eier, Obst, Käse und andere Nahrungsmittel. In Patagonien und an der Goldküste grub man die Fische so lange in die Erde, bis sie faulig geworden waren. Während man hier die Nahrungsmittel durch Wärme eßbar machte, suchten nordische Völker dasselbe Ergebnis durch die Kälte zu erreichen. Den Grönländern beispielsweise schmeckten die Fische am besten, wenn sie steif gefroren waren. Gefrorenes Rennticrblut galt ihnen als Leckerbissen. Es spricht für einen beneidenswerten guten Magen, daß diese Naturvölker die Nahrungsmittel in dieser Form verdaut haben. Freilich wir Kulturmenschen essen viel zu viel weiche Speisen, es wäre uns wohler, wenn wir den Magen mehr im Ballast, an rohes Obst, grobes Brot und Hülsenfrüchte mit der Schale gewöhnten.

In Bezug auf seine Fleischnahrung liebt der Mensch Ausschweifungen und Wunderlichkeiten, während er bei der Pflanzenkost fast ängstlich beim Alten und Hergebrachten bleibt. Alle unsere zur Nahrung dienenden Kulturpflanzen haben schon ein sehr hohes Alter. Von den wildwachsenden will der moderne Mensch nichts wissen und fürchtet sich geradezu davor, sie als Nahrungsmittel in Gebrauch zu nehmen. Auch denkt er nicht daran sie zu kultivieren, wie er es beispielsweise mit dem Spargel und Blumenkohl gemacht hat. Nur eine wilde Pflanze macht in unserer Zeit eine Ausnahme, die Zichorie oder Wegwarte. Es ist zu verwundern, daß man dieses Unkraut früher manchmal gegessen und es als Surrogat für den Kaffe gewählt hat. Es besitzt nämlich keinen einzigen Bestandteil von denen, welche den Kaffee zu einem so beliebten Getränk machen. Die Kriegsindustrie hat dann auch an seiner Stelle besseren und schmackhafteren Kaffee-Ersatz in den Handel gebracht. Hat die Zichorie hier eine gänzliche Niederlage erlitten, so hat sie auf der anderen Seite durch die Kultur des Menschen einen großen Sieg errungen. Aus der widerwärtigen Zichorie ist die wohlschmeckende chicoree geworden. Sie ist bisher nur eine belgische Spezialität, die sich innerhalb und außerhalb des Landes einer zunehmenden Beliebtheit erfreut, zumal sie ihre Saison im Winter, bis in den April hinein, hat. Die ursprünglich wild am Wege wachsende Pflanze ist durch die Kultur zart und wohlschmeckend geworden. Dieses nach verschiedenen Arten gekochte oder als Salat bereitete Gemüse gilt als hervorragend gesund und blutreinigend. Schon im Altertum gebrauchten die Griechen, Römer und Orientalen die Zichorie als Medizinpflanze.

Den strebsamen belgischen Züchtern ist es gelungen, eine Varietät mit besonders schönen, fest geschlossen, salatartigen Blättern (chicons) zu ziehen.

Die chicoree wird ausgeführt nach allen Kulturländern. Man bemüht sich auch bei uns und in anderen Ländern sie anzupflanzen, bis jetzt aber ohne Erfolg, denn diese Kultur erfordert eine ganz eigene Handhabung, die sich nur durch eine lange Praxis erwirbt.

Bunte Zeitung.

Künstler-Anekdoten. Bei einem Kunstprofessor der Charlottenburger Technischen Hochschule — man erkennt leicht den kürzlich verstorbenen Max Georg Zimmermann — erzählen „Kunst und Künstler" ein paar Kathederblüten: „Das zweitbeste Reiterdenkmal der Kunstgeschichte ist der Große Kurfürst von Schlüter. Man könnte aber auch sagen, das „Große Kurfürst" ist das erste und allerbeste; denn der Große Kurfürst war auch ein großer Staatsmann, Colleoni war nur ein italienischer Bandenführer . . ." — „Die märkischen Seen liegen innig und minnig zwischen grünen Matten, wie die blauen Augen eines Mädchens zwischen roten Backen . . ." — Aus einer Vorlesung über „Nachtdarstellungen aus der bildenden Kunst mit Vergleichen am lebenden Modell": „Lebende Akte sind immer realistisch, künstlerische Aktdarstellungen sind immer idealistisch. Aber selbst wenn künstlerische Aktdarstellungen realistisch sind, so sind sie doch niemals so realistisch wie lebende Akte . . ." Diese Vorlesungen wurden seinerzeit von der Fakultät verboten, da die Universität unter Wilhelm II. reaktionär gesinnt war. Es gab damals einen großen Andrang zu der Vorlesung, woraus folgt, daß die Studentenschaft schon damal sicht reaktionär war. Heute kann die Vorlesung leider nicht fortgesetzt werden, weil der Professor inzwischen gestorben ist. Fehler der Geschichte sind irreparabel.

Der Aufschwung des amerikanischen Automobilverkehrs. Unter den Uebersichten, die das Statistische Amt der Vereinigten Staaten über das amerikanische Wirtschaftsleben im Jahre 1919 veröffentlicht, ist der eben erschienene, dem Automobilverkehr gewidmete Bericht besonderer Beachtung wert. Danach erreichte die Zahl der kontrollierten Kraftfahrzeuge im Jahre 1919 die fabelhafte Höhe von 7 523 664; da die Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten 106 877 895 Einwohner beträgt, so kommt im Durchschnitt auf je 14 Einwohner ein Automobil. Die Vermehrung des Verkehrs während des Jahres 1919 berechnete sich auf 1 434 909 Automobile, was eine Steigerung von 4000 Wagen pro Tag bedeutet. An der Spitze dieser Verkehrsentwicklung steht der Staat Lowa, in dem bereits auf je 6 Personen ein Automobil entfällt. Die geringste Ziffer im Verhältnis zur Bevölkerung zeigt hingegen der Staat Mississipi mit nur einem Automobil auf je 45 Einwohner. Was die Produktion der Automobilindustrie anbetrifft, so ergibt sich aus dem Bericht, daß im Jahre 1919 in den amerikanischen Fabriken 1 500 000 Personenautomobile und 305 000 Lastautomobile fertiggestellt worden sind. Die Produktionssteigerung beträgt gegenüber der Ziffer des Vorjahres 1 025 000 Wagen. Dabei handelt es sich aber noch nicht einmal um ein Rekordjahr der amerikanischen Industrie. Dieser Rekord wurde vielmehr im Jahre 1917 angesichts der starken Kriegsforderungen mit 1 740 792 Fahrzeugen erzielt. Bei dem Ausblick auf die Fabrikation des laufenden Jahres gelangt der Bericht des Statistischen Amtes zu der Feststellung, daß die Durchschnittskraft der gegenwärtig hergestellten Automobile 26 Pferdekräfte betragen und der Durchschnittspreis sich auf 2 536 Dollars für den Wagen beläuft.

Literatur.

Schwarte, M. (Generalleutnant z. D.), Die Technik im Weltkriege. Unter Mitwirkung von 45 technischen und militärischen fachwissenschaftlichen Mitarbeitern herausgegeben. Mit vielen Skizzen im Text und 141 Abbildungen auf Tafeln. 1920. E. S. Mittler & Sohn, Verlagsbuchhandlung, Berlin SW 63—71.

Die gewaltigen Erfolge unserer Technik im Weltkriege waren nicht nur die sichtbaren Kennzeichen unserer hochentwickelten Kultur, sondern sind ein Stück unserer Kultur selbst. Es wird daher sicher von allen Seiten freudig begrüßt werden, daß der bestens bekannte Generalleutnant M. Schwarte im Verein mit 45 technischen und militärischen fachwissenschaftlichen Mitarbeitern es unternommen hat, die zahlreichen technischen Großtaten, die das deutsche Volk in dieser furchtbaren Kriegszeit vollbracht hat, in einem Werke „Die Technik im Weltkriege" in ausführlicher Form zu behandeln. Eine ausführliche Darstellung erfahren u. a. Infanteriewaffen, Geschütze, Munition, Sprengstoffe, Optische Hilfsmittel, Luftkampfmittel, Kampfflugzeuge, Verkehrs- und Nachrichtenmittel, Gasangriff, Kriegsgeologie, Kriegsschiffbau, Werften, Lebensmittelgewerbe, Textil-, Leder- und Kautschukersatz, Stickstoffgewinnung, Umstellung der Friedens- und Kriegsindustrie. Der traurige Ausgang des furchtbaren Ringens gibt dem Werke gerade eine besondere Bedeutung, denn es zeigt, was unser Volk kann, wenn es will. Die Erinnerung an die gewaltigen Siege der Frontheere, nicht minder aber auch an die machtvollen Leistungen der Heimatskämpfer müssen unser Volk emporreißen aus der heutigen Verzweiflung, aus der Ohnmacht des zerrissenen, todmüden, schwerkranken, an seiner Kraft irregewordenen Volkes zur alten Energie und Schaffensfreude. Die oberste militärischen Behörden, vor allem das Kriegsministerium und das Reichs-Marine-Amt, haben die Herausgabe des Buches mit besonderem Interesse begrüßt und ließen ihm, ebenso wie die großen industriellen Werke, jede Förderung und Unterstützung zuteil werden. So wird das mit großer Sorgfalt auch bildlich reich ausgestattete Werk, das in lebendig und übersichtlich die Leistungen und Erfolge der deutschen Technik im Land- wie im Seekriege und und er Heimat vor uns entrollt, wärmstens empfohlen.

„Das Lebensrätselgetz". Vollständige Textausgabe. Berlin N. W. 6. Zentralverlag, G. m. b. H.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S. Gr. Ulrichstr. 62 Fernruf 4520.

Unterhaltungsbeilage
der „Saale-Zeitung"

Nr. 64 — Sonnabend, den 13. März — 1920

Eva, wo bist du?

Roman von Felix von Zobeltitz.

(3. Fortsetzung.) — Nachdruck verboten.

Hans-Jasper hatte die Handschuhe abgestreift. Nun bewunderte Christel in aller Heimlichkeit wieder seine Hände. Schmale und weiße Hände mit feinem Geäder und wunderschönen langen spitzen weiß und rosig schimmernden Nägeln. Ein Hauch von Vornehmheit strömte Christel entgegen und lullte sie ein. Daß sie einmal Vierlang fahren würde, hatte sie sich nie träumen lassen. Und wie prachtvoll war diese Equipage! Der Lohnwagen der Alwine Maiacke in Emmenthal, mit dem man manchmal hinaus in die Heide fuhr, war ein Klapperkasten dagegen. Christel kam aus der Bewunderung nicht heraus. Doch als über den Parkwipfeln das Schloß auftauchte mit seinen blitzenden Fensterreihen, wurde ihr fast ein wenig ängstlich zu Mute: wenn sie nur das richtige Benehmen fand! Das waren hier doch alles ganz andre Leute als die in Emmenthal am Rhein . . .

Aber Baron und Baronin waren bei der Begrüßung so liebenswürdig, daß Christel ihre Angst verlor. Es ging gleich zum Frühstück, bei dem es kleine Wachteln gab, mit denen Christel nicht recht fertig wurde, und Artischocken, vor deren stachligen Blättern man sich in acht nehmen mußte. Aber die Eleganz der Tafel und die vier Diener, die sich immer gegenseitig die Teller und Schüsseln abnahmen, und der hinter dem Baron Roger wie angewurzelt stehende alte Kranich, der nur mit den Augen dirigierte: das ganze anscheinend selbstverständliche und doch so unnötige Drum und Dran eines durch Reichtum und formale Vornehmheit sorgfältig regulierten Daseins imponierte ihr sehr.

„Es ist hier schlankweg großartig," erklärte sie Elli, als sie sich auf ihrem Zimmer zum zweiten Mal binnen wenigen Stunden die Hände wusch, um dann an das Polieren ihrer Nägel zu gehen; „es herrscht hier das, was ich so sehr liebe: äußerste Feinheit, verbunden mit etwas sehr Natürlichem des Sichgehenlassens. Es ist der Höhepunkt in der Kultur des Lebens. Man merkt gar nicht, wie gräßlich vornehm man ist. Aber ich finde es entzückend. Wenn du erst mit deinem Vetter Hans-Jasper verheiratet bist, werde ich dich öfters besuchen, und dann wird meine schlichte Bürgerlichkeit in dieser aristokratischen Atmosphäre aufgehen wie ein Pfannkuchen im Schmalze sei."

Elli lachte vergnügt. „Ausgezeichnet! Leider unterschätzen mich Euer Gnaden. Für Hans-Jasper bin ich mir doch noch zu gut. Nee, meine liebe Christel, der paßt nicht zu mir. Mit dem kann man tumulieren und seine Possen treiben — Vater als Ehemann denke ich ihn mir nicht verführerisch. Ich überlasse ihn dir."

Christel stand vor dem Spiegel und band sich eine neue Krawatte um. „Merci," erwiderte sie; „ich würde ihn auf der Stelle nehmen. In dieser Umgebung fühle ich erst, wie elend ich bin. Es ist sehr traurig, daß ich nicht Christiane Seraphine von Bungar, zu Emmenthal bei Freiburg bin; ich mir meinen guten Vater nicht recht in die Rolle eines agrarischen Edelmannes denken. Meine Mutter war eine geborene Brunner."

„Meine war eine geborene Pflug," sagte Elli. „Der Großvater hatte ein Kohlengeschäft. Das hat mir Tante Karla einmal anvertraut. Sämtlichen adligen Verwandten soll sich zweimal das Herz im Leibe umgedreht haben, als mein Vater heiratete. Siehst du, da könnte ich mir schon aus reinem Trotz einen Bürgerlichen nehmen. Närrische Geschichte: da hat den Adels ich, ich bin demokratisch. Hans-Jasper hat mir einmal erzählt, daß einer unsrer Vorfahren als Raubritter gehängt worden ist."

„Großartig!" rief Christel. „Meine Ahnen haben bloß so gelebt. Raubritter ist glänzend. Habt ihr eine Chronik?"

„Ja natürlich. Tante Dorothee ist sehr stolz darauf. Ich habe sie schon als Kind lesen müssen, um Familienjinn zu bekommen. Sie ist aber mordslangweilig."

„Wir haben auch eine Chronik," erzählte Christel. „Eine geschriebene, aber ich glaube, Vater will sie drucken lassen. Es geht daraus hervor, daß der Sinn für den Buchhandel bei uns erblich ist. Ein Bungarz ist ein Gehilfe Gutenbergs gewesen und ist mit Fust nach Paris gereist, da seine Bibeln zu verkaufen. Ein altes Geschlecht sind wir also ditto. Bloß bürgerlich. Dabei fühle ich, wie mir im Umgange mit deinesgleichen die Adelsgaden aus dem Kopfe wachsen."

Elli fuhr ihr mit der Hand über den Scheitel. „Man spürt sie schon," sagte sie. „Christel, ich werde dich anders frisieren. Setz dich mal hin. Die angeklebten Zöpfe entsprechen nicht der Feudalität des Zuständlichen und dem Keimen der Adelsgaden. Ueber der Stirn kriegst du eine lockere Tolle: so eine Art Sturmhaube als Zeichen deiner trutzigen Gesinnung. Dann kommt eine drei Finger breite glatte Scheitelung als Symbol für die frumbe Schlichtheit deines Wesens, während sich auf dem Hinterkopf ein feines Zöpflein in mäandrischen Windungen kringelt: ein Beweis dafür, daß dir nichtsdestoweniger auch das Komplizierte des modernen Charakters nicht fremd ist."

Christel saß bereits vor dem Spiegel, und Elli legte ihr ein Handtuch um die Schultern und löste ihr dann das Haar auf.

„Frisiere mich mehr vom historischen Standpunkte aus als nach philosophischen Prinzipien," bat Christel.

Da schlug eine Faust über die Tür, und ohne den Hereinruf abzuwarten, trat Hans-Jasper in das Zimmer; diesmal in helles Zivil gekleidet und ein weißes Filzhütchen zerknüllt in der Hand.

„O Gott!" schrie Christel auf und raffte ihr Haar zusammen.

Elli trat schützend vor ihre Freundin. „Hanni, es eine Unverfrorenheit," sagte sie, „die Kemenate zweier Jungfrauen zu betreten, ohne dazu aufgefordert worden zu sein. Entweder gehe wieder hinaus oder drehe dich herum, bis ich Christel fertig frisiert habe."

„Kinder, habt euch bloß nicht," antwortete Hans-Jasper gemütlich und ließ sich in einen Fauteuil fallen. „Gnädiges Fräulein, Fräulein Christel — Christel klingt reizend — mich stören Ihre aufgelösten Locken keinen Augenblick. Das ist wieder sehr in der Mode. Die kleine Gräfin Leitritz läuft immer so herum und hat lange nicht so schönes Haar. Elli, geh ein bischen aus dem Lichte — — das ist wirklich ganz wunderhübsch, wie der Sonnenschein über Ihr Haar huscht, Fräulein Christel — es ist eigentlich mehr braun als schwarz . . . Elli, wenn du auch ein Schippchen giebst, ich bleibe doch hier — zieh noch mal so'n schiefes Mäulchen — es sieht niedlich aus, Mausefalle —"

Und plötzlich sprang er auf, packte Elli am Kopfe und gab ihr einen Kuß auf die Lippen, ehe sie sich dessen wehren konnte. Eine andre hätte geschrieen; sie schrie nicht. Sie eilte an den Waschtisch, fuhr sich mit dem nassen Schwamm über den Mund und warf den nassen Schwamm sodann Hans-Jasper in das schöne Angesicht. Es lachte. „Paul Teichel!"

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19200313028/fragment/page=0001

rief der Ritter, „mein Schnurrbart! mein rosaroter Schlips! mein neuestes Grisparfe, wie!" —

„So was kommt von so was," erklärte Elli triumphierend. Doch Christel war starr. Die er junge Adel benahm sich wenig würdig. Sie hatte eilig ihr Haar aufgesteckt und sagte vorwurfsvoll: „Aber Elli . . ."

„Nicht wahr?" meinte Hans-Jasper. „Aber, Elli . . . Ich verzeihe dir nur, weil mir eine große Freude widerfahren ist. Was er hat berappt. Das Undenkbare ist geschehen: er hat dabei nicht einmal mit der Protze gedroht. Er hat mir sogar nur eine sehr kurze Rede gehalten. Und wem verdanke ich diese Gnade? Ihr ahnt es nicht, junge Mädchen. Dir, Elli, und deiner bewundernswerten Freundin Sakristel!"

Elli ließ vielsagend den Zeigefinger über ihre Stirn gleiten. „Du willst dich wohl bei uns einschmeicheln?" fragte sie.

„Nichts da — lauterste Wahrheit! Ich habe dem Papa versprechen müssen, mich eurer in Berlin recht erlich und freundschaftlich anzunehmen, euch in gut gesinnte christliche Familien einführen und euch zuweilen ins Opernhaus zu begleiten, wenn Preziosa oder Der Freischütz gegeben wird, und ins Schauspielhaus, wenn Maria Stuart und Iphigenie auf dem Zettel stehen. Wenn ihr aber artig seid, nehme ich euch auch mal ins Residenztheater mit und zeige euch im Wintergarten die Otero."

„So ist's recht!" rief Elli lachend. „Du bist ein Chaperon, wie ihn sich der Onkel gar nicht besser denken kann. Ich glaube doch, es wird für unsre Tugend vorteilhafter sein, wenn wir unsre eigenen Wege wandeln."

„Comme vous voulez, ma chere. Aber ich vermute, du wirst meine Hilfe noch recht gern annehmen wollen. Mama will an die Gräfin Zicka schreiben, damit sie euch eine würdige Ehrenjungfrau besorgt, die bei euch wohnen soll. Da kann ich euch schon jetzt gratulieren, liebe Damen. Aber mit der Warnung: wehrt euch! wehr euch!"

„Ist das eine so schreckliche Gräfin, Herr von Koser?" fragte Christel.

„Ueber die Maßen schrecklich, liebe Gnädige. Sie ist die verkörperte Rücksichtslosigkeit und die zweideutige Prüderie. Aber ich will einmal Spott und Ulk ganz beiseite lassen. Ich warne aufrichtig, Elli. Ich weiß, was du unter der Disziplin der Lisbeth ausgestanden hast. Weiß auch, daß du ein Freiheitsliebchen bist — — sonst wärst du damals den Alten nicht so forsch durch die Lappen gegangen. eine Geschichte, die mich innerlich kolossal erfreut hat — ich habe bloß bedauert, daß du mich nicht mit in das Komplott gezogen hast, denn ich hätte dir heimlich und unheimlich beim Durchbrennen geholfen. . . . Selbstverständlich, liebe Alexa meinen es in ihrer Art gut. Käme's auf Vaterchen allein an, so hättest du auch noch weniger zu fürchten. Aber Vater will seine Ruhe haben, und die hat er bloß, wenn er Muttern gegenüber den Diplomaten spielt. Das versteht er nun ja; er wird nie ohne weiteres opponieren, sondern sucht immer allerhand Schlängelwege, um zum Ziele zu gelangen. Manchmal geingt's ihm, manchmal aber auch nicht."

„Ich glaube," sagte Elli, „daß wir ihn diesmal auf meiner Seite haben. Jedenfalls schien er sehr damit einverstanden, daß ich mit Christel zusammenziehe."

Hans-Jasper nickte. „Gewiß. Er hat sich über Fräulein Christel — Christel klingt gar zu reizend — auch sehr schmeichelhaft ausgesprochen. Und nun will ich dir mal ganz reinen Wein einschenken, Elli — vorausgesetzt, daß du diskret bist, was freilich zu deinem eigenen Heil notwendig ist. Der Papa hat sehr ernsthaft mit mir gesprochen. Er kennt seine Range. Ich kann wohl mal leichtsinnig sein; aber in gewissen Dingen verstehe ich keinen Spaß. Wenn ich euch chaperoniere, so könnt ihr sicher sein, daß es mit gebührendem Anstand und in fürnehmsten Formen geschieht. Bloß gegen die euch von der Mutter zugedachte dame d'honneur komme ich nicht auf. Das weiß ich von vornherein. Die Zicka wird euch eine Aufseherin auf die Bude setzen, die selbstverständlich von Adel ist, sonst aber ganz bestimmt ein Greuel erlesener Art. Ich kenne ihre Proteges. Sie fal en die Hände, wo es nicht nötig ist, halten den Faust für eine unmoralische Dichtung, drehen sich vor jeder nackten Statue herum, verachten die Schönheit und essen vor dem ersten Frühstück sechs Backpflaumen. Kinder, ich warne euch!"

Christel hatte aufmerksam zugehört und machte dabei so große und weißgezierige Augen wie ein Kind, das sich ein Märchen erzählen läßt. Elli aber erhob mit tragischer Gebärde die Hände und rief: „Um Himmels willen — Hanni, wenn das wahr wäre, ich glaube, ich liefe zum zweiten Male davon! Ich könnte heute selbst eine Litowska ertragen, denn ihr gegenüber würde ich mich zu wehren verstehen — aber unduldsame Prüderie, die selbst vor der Wahrheit Reißaus nimmt, weil sie nicht schicklich genug gekleidet ist — die hasse ich! Und dir geht's gerade so, Christel — nicht wahr?"

„Gerade so," antwortete Christel, die immer derselben Meinung war wie ihre vergötterte Freundin.

Elli marschierte aufgeregt durch das Zimmer. „Wenn ich gar nicht hergekommen wäre," fuhr sie fort, „hätt' ich mich nicht in die Reisen zu setzen brauchen —"

„Das tut immer weh," warf Hans-Jasper ein. „Ich habe mich mal aus Versehen in einen Ameisenhaufen gesetzt —"

„Sei still!" rief Elli „du bist an der ganzen Geschichte schuld!"

„Erlaube gütigst — da muß ich denn doch Verwahrung einlegen. Warum soll ich denn nun wieder das Kamickel sein?"

„Weil ich nur deinetwegen mich wieder mit Onkel und Tante ausgesöhnt habe, — verstehst du?"

Hans-Jasper schnellte in die Höhe, legte die rechte Hand auf die Herzgegend, verdrehte die Augen und versuchte niedlich auszusehen. „O Elvira," sagte er, „ich danke dir! Fräulein Christel — Christel klingt süß — Fräulein Christel, Sie haben es gehört: nur meinetwegen! Sie liebt mich. Meine Cousine Elvira liebt mich — und ich wußte es nicht einmal. Teure Elli, du erlaubst, daß ich auf dieses holde Geständnis hin —"

„Bitte," rief Elli und streckte ihm abwehrend die Arme entgegen, „so heiß ist meine Leidenschaft nicht! Denke an den Schwamm von vorhin! Hanni, sei mal verständig! Was soll ich tun? Ich will weder Onkel noch Tante vor den Kopf stoßen, will mir aber auch nicht eine Ehrendame aufdrängen lassen, die mir nicht paßt."

„Komm ihr zuvor," rief Hans-Jasper. „Sehr einfach. Irgend ein älteres weibliches Wesen, das sich eurer Wirtschaft in Berlin annimmt, ist du doch engagieren müssen. Und dann erzählst du der Mama, wenn sie die wieder mit irgend einer vom Stamme der Zicka kommt, du hättest dich dich selbst schon versorgt."

„Wo kriegt man aber so etwas gleich her?" bemerkte Christel. „Ich möchte mal nach Emmenthal schreiben —"

Aber Elli unterbrach sie. „Ha!" rief sie plötzlich und schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn; „ich hab's!"

„Halt's fest," sagte Hans-Jasper, „aber brülle nicht so. Geheimnisse darf man nur flüstern."

„Ich hab's tatsächlich," wiederholte Elli, „ich habe bereits eine dame d'honneur in Bereitschaft. Eine würdige alte Dame, zugleich eine gute Bekannte von mir. Sie tat mir erst vor ein paar Tagen geschrieben, daß sie in Berlin sei."

„Das wär' ja famos," sagte Elli, wandte ihr Gesicht gegen Christel, blinzelte ihr mit den Augen zu und legte mit rascher Bewegung den Zeigefinger auf die Lippen.

„Ist sie denn von Adel?" fragte Hans-Jasper sorgenvoll. „Sonst imponiert sie Mutter nicht."

„Von ganz altem Adel," versicherte Elli sehr ernst. „Eine Gräfin Gulla."

Christel prustete in ihr Taschentuch und behauptete, es sei ihr eine Mücke in das linke Nasenloch geflogen. Aber Hans-Jasper nickte wohlgefällig.

„Gräfin ist ausgezeichnet," sagte er. „Da schneidet ihr der Mama von vornherein die Opposition ab. Wie heißt sie? Gullasch? Das klingt ungarisch."

„Gulla, nicht Gullasch. Sie ist eine Russin. Gräfin Gulla, geborene Gräfin Wereltschogin."

„Das ist ja ein Mater!"

„Aber auch ein altes Grafengeschlecht. Aus der Krim, glaube ich."

„Woher kennt ihr denn diese Gräfin?"

„Wir hatten eine russische Prinzessin in der Pension, und mit der ist sie weitläufig verwandt. Sie hat eine Menge fürstlicher Verwandte, aber bloß in Rußland. In Berlin keine. Sie geht nicht aus. Darin ist sie sonderbar."

„Schade nichts," sagte Hans-Jasper. „Gesellschaftlich seid ihr unter meinem Hut. Und du glaubst, daß diese Gräfin zu euch ziehen wird?"

„Unbedingt. Sie sucht so etwas. Weißt du, sie ist verarmt. Andererseits stellt sie gar keine Ansprüche. Sie ist ein wenig Original."

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Brief.

Die Gäste.

Es soll heutzutage Leute, ehemals zum gutbürgerlichen Mittelstand gehörend, geben, die nicht mehr wissen, wovon sich kleiden, wovon Stiefel besorgen, wovon leben. Es soll heutzutage Leute geben, die trotz Valuta und Teuerung wie ehedem in Lack, Frack und Claque zu paradieren und in den teuersten Lokalen alladendlich zu soupieren in der Lage sind. Diese einfache Feststellung ist das gewesen, was die meisten Berliner am heftigsten bewegte anläßlich des bekürbischen Skandals im Hotel Adlon, wo ein schon vorher nicht zum besten beleumdeter Hohenzollernsproß sich in übler Weise hervortat. Von anderen Gästen wäre ein Wörtchen zu reden. Fest steht, daß diejenigen Berliner Hotels, denen ehemals die Elite der Reisenden zusprach, heute zu mindestens 75 Prozent leben von Gnaden der Schieber, die sich, millionenschwer, dort niederlassen, wo einst Adel und Erziehung sich vereinte. Die großen Berliner Hotels wissen genau Bescheid über die Gattung ihrer Gäste und richten sich danach, fröhlich und bedenkenlos mit der Zeit marschierend. Der Preis von 3—400 Mark pro Nacht für ein kleines Appartement, bestehend aus Salon, Schlaf- und Badezimmer, ist nicht etwa eine Seltenheit, sondern an diesen Stätten durchaus an der Tagesordnung. Ausländer zahlen, dank der Valutaunterschiede, sogar noch rund und nett das Doppelte dieser immerhin erklecklichen Summe. Und dabei sind diese Hotels überlaufen; selbst Voranmeldungen schaffen keinen Raum. Nur dem Bestechungslustigen öffnen eventuell sich Tor und Tür. Unter 1000 Mark, die in die verstohlen geöffneten Hände eines Empfangschefs zu fließen haben, ist jedoch kaum etwas zu machen. Das geniert aber auch große Schiebergeister wenig. Sie sind imstande, Deutsche, auch den — doppelten Ausländerpreis für Unterkunft zu zahlen, wenn Not am Mann ist.

Daß diese Existenzen sich nachgerade zu vornehmen Allüren entwickeln, soll gar nicht geleugnet werden. Ihre Beschäftigung besteht darin, Schecks auszuschreiben, die eigentlichen „Geschäfte", die sie in Berlin tätigen, werden von einem Heer von Agenten getätigt. Die eigentlichen „Käufer" treten dabei gar nicht in Erscheinung. Diese Staffel, die vom „Geschäft" hinaufreicht bis zu den wirklichen Schiebern, verteuert zwar die Angelegenheit, aber diese bleibt einträglich genug, und zudem — man kann es sich ja leisten, wie die Zechen beweisen, die alladendlich an diesen Stätten gemacht und anstandslos beglichen werden. 5000, 6000 Mark sind nichts, was einen „Kavalier" in Erregung zu versetzen vermöchte. Kellner, Portiers, Hoteliers verleben goldene Tage — wenn nicht . . . ja, wenn nicht gelegentlich mal, wie im vorliegenden Falle, eines „Aristokraten" unschönes Beispiel unedle Nachahmung weckt und man dann urplötzlich zurückversinkt in jene Zeiten, da man sich, ohne Ehrenkodex, doch mit schwieligen Fäusten, gern verwickelt sah in frisch-fröhliche Kneiterei . . .

Wunderliche Speisen.

Von Dr. Carl Reimer.

(Nachdruck verboten.)

Aus dem Blute quillt das Leben, weil aus dieser roten, in den Blutgefäßen durch alle Teile des Körpers strömenden Flüssigkeit das Material zur Unterhaltung des Stoffwechsels stammt. Der ganze Lebensprozeß besteht nämlich in einer unaufhörlichen Stoffaufnahme und Ausscheidung, und je energischer dieser Stoffwechsel vor sich geht, desto gesunder ist der Mensch. Es ist daher von der größten Wichtigkeit, die Güte der Nahrungsmittel beurteilen zu können. Doch richtet sich die Menschheit nicht immer nach dieser Richtschnur, es wirkt beim Kulturmenschen auch bei den Nahrungsmitteln die Mode und der Geschmack eine zu große Rolle, so daß wir sehr oft auf kulinarische Wunderlichkeiten stoßen. In dieser Hinsicht steht Frankreich oben an. In keinem Lande werden so viele Frösche verzehrt wie in Frankreich. Genügend bekannt ist es, daß dort gebackene Froschschenkel seit alten Zeiten nicht für eine wunderliche Speise, sondern für einen Leckerbissen gehalten werden. Tausende von Fröschen werden jährlich aus Belgien und Holland nach Frankreich eingeführt, nicht nur die Schenkel, sondern die ganzen Frösche. Was geschieht nun mit dem Körperrest, nachdem die Schenkel losgelöst worden sind? Aus der schlüpfrigen Haut macht man Schildkrötensuppe. Die berühmten und beliebten Mockturtle haben als Grundlage die Sumpfbewohner. Die Köpfe der Frösche werden an die Hospitäler von Paris abgeliefert, die daraus für ihre Kranken sogenannte Bouillon kochen. Diese soll ganz wohlschmeckend und verdaulich sein, aber nahrhaft ist sie ebensowenig wie unsere Knochensuppe. Anfang und Ende des Winters sind die blühendsten Zeiten für den großartigen Froschhandel.

Kurz vor dem Weltkrieg erschien in der Fischhalle von Paris ein dort selten gesehenes Ungeheuer, ein Haifisch, welcher in der Meerenge von Calais angetrieben und getötet worden war. Er wog zweihundert Kilogramm und war etwa 20 Fuß lang. Paris ißt alles, warum nicht auch Haifisch, dessen Flossen in gebackenem Zustande von den Chinesen für einen großen Leckerbissen gehalten werden. Da der Pariser mit Wollust Mockturtle aus Fröschen heißt, so konnte auch der Hai die Fischhändler nicht in Verlegenheit bringen. Er war sehr bald zerstückelt in die Speisehäuser gewandert, wo er den Gästen als ganz besonderer Leckerbissen angeboten und vorgesetzt wurde, als — „Turbot, sauce aux capres". Das heißt auf ehrlich deutsch: Steinbutter mit Kapernsauce.

Wenn man in Frankreich zum Lockermachen des Brotes Taubenmist verwendet, so darf es uns nicht verwundern, wenn der Mongole seinen Liegestuhl vor dem Ankrühen auf die Exkremente von Pferden und Rindern legt, um ihm das nötige Aroma zu verleihen. Manche Naturvölker gehen noch weiter, indem sie diese Exkremente selbst verzehren. Da sind wir Europäer doch bessere Menschen, die wir höchstens den Dreck von Schnepfen verzehren, den der Franzose oft mit Gold aufwiegt. Kein anderer, fremdländischer Jäger freut sich so wie der französische auf die Zeit, wo die Schnepfe streicht. Der quarrende Balzlaut der streichenden Schnepfe bereitet ihm einen Hochgenuß. Schon wochenlang vorher gillert er mit Sehnsucht und Begeisterung den alten Jägerspruch: Reminiscere — pulf' die Gewehre! Oculi, da kommen sie. Lätare — das ist das Wahre. Judica — sind sie auch noch da. Palmarum — traloram, Quasimodogeniti — halt, Jäger, halt, jetzt brüten sie.

Nach China und Japan verzehrt man in keinem Lande mehr Hunde und Katzen, als in Frankreich. Selbst der Neid muß es der französischen Küche lassen, daß sie diese beiden so verachteten Fleischsorten schmackhaft zu bereiten weiß.

Eine wunderliche Speise ist in manchen französischen Dörfern die sogenannte Laubsuppe, welche französische Soldaten zur Zeit des ersten Napoleons in Spanien kennen gelernt und deren Bereitung nach Frankreich verpflanzt haben. Sie besteht aus gekochten Nesseln und jungen einer Laubart, am besten aus den Blättern des Brombeersträuches. Der Weltkrieg hat uns gelehrt, aus Nesseln ein Gemüse und aus jungen Brennesselschossen einen Salat herzustellen. Die Brombeerblätter besitzen einen angenehmen, milden Geschmack und Geruch, so daß sie von anerkannten Gelehrten und Forschern schon lange vor dem Weltkrieg als Ersatz für den teuren chinesischen Tee empfohlen wurden.

Mehr als bei den Kulturvölkern findet man bei den Wilden wunderliche Speisen. Manche amerikanische Stämme halten Ameiseneier, Heuschrecken und Skorpione für Leckerbissen. Von den Eingeborenen Australiens werden Schmetterlinge auf dem Rost gebraten oder liefern geröstet und zerrieben ein Mehl zum Kuchenbacken. Selbst gebratene Würmer essen sie. Das erscheint weniger sonderbar, wenn man weiß, daß die alten, feingebildeten Römer diese Vorliebe besaßen. Nach Gaius Plinius erschien auf der Tafel der Reichen als besonderer Leckerbissen häufig der Cossus, ein fetter Wurm, der sich in Eichbäumen fand.

Aelter als die Kochkunst war die primitive Art, das Fleisch dadurch, daß man es bis zu einem gewissen Grad verfaulen ließ, genießbar und verdaulicher zu machen. Dieser uralte Brauch, der selbst in der modernen Küche beim Wild noch unter dem Namen Haugourt fortbesteht, hatte unter

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19200313028/fragment/page=0002